Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 157. Bromberg, den 22. September 1925

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(9. Fortsetzung.)

Da begann Ryssow abermals zu sprechen.

„Als wir uns das letzte Mal sahen, fragten Sie mich nicht, welche Änderung in meinen wirtschaftlichen Verhältnissen sich vollzogen habe. Ich danke Ihnen für dieses Zartgefühl. Trotzdem — Sie hätten ruhig davon sprechen können. Nun tue ich es. Weil es jetzt an der Zeit ist."

Er beugte sich wieder zu ihr hinüber.

„Liebe Sascha — als ich vor mehr denn Jahresfrist fluchtartig Berlin verließ, war ich das, was man mit einem bezeichnenden Ausdruck „total parterre" nennt. Ich suche nichts zu verschleiern, ich beschönige nichts; ich habe, seit ich den bunten Rock auszog, ein wildes Leben geführt; ich war zerfallen mit meinen Angehörigen und — was noch schlimmer ist — auch mit mir selbst. Und fand trotzdem nicht die Kraft, mich zusammenzureißen und wieder hochzuarbeiten — einfach, weil es sich nicht lohnte; weil ich an einem unglückseligen Fanatismus leide. Kurz und gut — ich ging nach Amerika; ging dorthin mit der Überzeugung, daß Deutschland nach menschlichem Ermessen für mich eine abgetane Sache sei.

Nun kommt das Sonderbare: jetzt griff das Schicksal abermals in mein Leben ein. Kaum bin ich ein halbes Jahr in Neuyork, kaum bin ich soweit, daß ich mich glückselig fühle, wenn ich irgendwo für kurze Zeit als Geschirrabwascher oder Reklameläufer für eine Zigarettenfabrik oder in ähnlichen glorreichen Beschäftigungen unterkriechen kann — da bekomme ich von einem vertrauten Freunde, der meine Neuyorker Adresse kennt, ein Kabeltelegramm, mein Onkel sei gestorben. Der einzige Mensch, der mir trotz meines gesellschaftlichen und moralischen Niederbruches noch immer eine gewisse verwandtschaftliche Anhänglichkeit bewahrt hatte. Diese Nachricht läßt mir keine Ruhe mehr; ich setze mein Leben drüben noch ein halbes Jahr fort; jetzt einzig noch zu dem Zweck, mir die nötigen paar Dollars für die Rückfahrt zusammenzusparen. Und als ich sie habe, komme ich nach Europa zurück; komme nach Berlin; suche den Justizrat auf, der die Vermögensverwaltung meines Onkels in Händen hat, und erfahre hier, daß mich der Verblichene — abzüglich einiger Legate — zum Erben seines Vermögens von fast anderthalb Millionen eingesetzt hat, und daß ich sofort in die Nutznießung dieser Erbschaft eintreten kann."

Er schwieg einen Augenblick; in seinem kalten Gesicht war von der Erregung dieser Erinnerung sogar etwas wie Farbe.

„Das war vor wenigen Wochen. Kurz danach traf ich Sie unvermutet wieder, sitze Ihnen jetzt abermals gegenüber. Sie werden es nicht als billigen Triumph, nicht als platte Überhebung ansehen, wenn ich die Feststellung mache, zwischen uns hat sich das Blatt gewendet. Noch vor einem halben Jahre waren Sie eine gefeierte Operettengröße und ich ein verkommener amerikanischer Tramp — jetzt bin ich Millionär; und Sie haben mir vor wenigen Minuten erklärt, Ihre glänzende Bühnenlaufbahn sei abgeschlossen. Das ist ein Ausgleich, eine Auswägung des Schicksals, wie sie nicht brutaler gedacht werden kann.

Und in dieser Stunde erinnere ich mich wieder, wie wir beide von jeher gute Kameraden waren; wie zwischen uns nichts als Freundschaft — solche Freundschaft aber als eine echte und wirkliche bestanden hat. Und aus solcher Erinnerung nehme ich jetzt den Mut und den freudigen Entschluß, Ihnen etwas anderes zu sagen."

Der Herr von Ryssow hatte wieder nach den schlanken Frauenhänden gegriffen.

„Möglich, Sascha: das, was Sie jetzt hören, wird Sie überraschen; möglich aber auch, Sie haben es mit dem feinen Gefühl der Frau längst gewußt, auch ich, den Sie für eine so selbstsüchtig-kaltherzige Natur halten, auch ich habe im Leben eine Zeit gehabt, wo ich eine Frau liebte. Es ist lange her; es ist jetzt versunken und ist tot und ist vorbei."

Herr von Ryssow fuhr fort: „Ich spreche nicht mehr darüber; ich bemühe mich sogar, nie mehr daran zu denken, und meist gelingt es mir. Und so kann ich wohl mit einiger Einschränkung behaupten, daß mein Herz heute frei ist, daß mein Entschluß durch keine rührselige Regung mehr beeinflußt wird. Auch der Entschluß nicht, mit dem ich in den letzten Jahren, seit wir beide uns kennen, vielleicht schon manchmal gespielt habe, und den ich jetzt in die Tat umsetzen möchte."

Er atmete tief auf. Seine Stimme war jetzt rauh und sonderbar.

„Liebe Sascha — Sie sind äußerlich und innerlich wohl eine Frau, die ich mir an meine Seite wünschen möchte. Und wenn früher derartige Wünsche einmal auftauchten, so habe ich sie sofort beiseite schieben müssen, weil ich nicht die Möglichkeit sah, Ihnen einen Ersatz für Ihre künstlerische Laufbahn zu bieten, die Sie ja dann aufgeben müßten, wollten Sie Ihr Leben künftighin an meiner Seite führen. Nun ist das anders; nun hat das Schicksal uns wieder zusammengetrieben; nun stehen wir uns beide anders gegenüber als bisher. Heute bin ich in der Lage, Ihnen als meiner Gattin ein sorgenfreies, vielleicht sogar glänzendes Leben zu bieten. Und meine Zuneigung, meine herzliche ehrliche Freundschaft für Sie ist stark genug, um Sie über manches hinwegzuführen. Werden Sie meine Frau. Wir sind noch jung und aufnahmefähig. Und einmal wird doch der Tag kommen, wo Sie vergessen haben, was Sie hingeben mußten."

Seine Fäuste umspannen wie Eisenklammern ihre Hände. Sie fühlte, daß sein Blut unruhig geworden war. Sie sah in diesem von nie gezügelten Leidenschaften zerwühlten Gesicht einen fremden Ausdruck, der sie erschütterte. Sie lauschte noch immer seiner Stimme nach, die so gar nichts mehr von ihrem näselnden, knarrenden Kasernenhofton an sich hatte.

Und sagte doch nach langem Schweigen mit jenem vergrämten Lächeln, das wie verhaltenes Weinen war, und das er schon einmal heute in ihrem Gesicht gelesen hatte.

„Lieber Jost von Ryssow — Sie sind trotz allem ein Kavalier! Ich brauche Ihnen nicht mit Worten zu danken, denn Sie wissen, daß ich es im Herzen tue. Ich zweifle auch nicht, daß Ihr Plan sich verwirklichen lassen, daß eine Frau an Ihrer Seite wirklich glücklich werden könnte — nur darf ich nicht diese Frau sein!"

Ryssow hielt noch immer ihre Hände umspannt; aber Sascha Varena fühlte, wie ein Zucken durch seine Fäuste ging. Sie fuhr rasch fort, ehe sie vielleicht der Mut verließ:

„Ich darf die Frau nicht sein, Baron. Und wenn Sie nach den Gründen fragen — es sind zwei Gründe — dann sage ich Ihnen etwas, wovon Sie, wovon die Welt keine Ahnung hat:

Ich bin nicht die Frau mit dem eisengepanzerten Herzen, die Sie immer in mir sahen. Es gibt einen Mann, den ich liebe. Und dieser Mann ist — mein Mann!"

Der ehemalige Ulan ließ jählings ihre Hand los.

„Was heißt das — Sascha Varena?"

„Es heißt: daß Sie mich mit einem Namen anreden, der mir nicht gehört; der bestenfalls dazu da war, meinen wirklichen Namen zu verdecken, weil ich diesen mit einem letzten Rest von Rücksichtnahme doch nicht auf die Operettenbühne zerren wollte. Und dieser wirkliche Name . . . — Lieber Jost v. Ryssow, es gibt in Schleswig-Holstein hoch oben in der Flensburger Gegend ein Rittergut, das einem Herrn von Schreewen gehörte. Dieser Herr von Schreewen schloß vor sieben Jahren mit einem jungen Mädchen aus guter Familie, dessen beide Eltern gestorben waren, und das als vermögenslose Waise zurückblieb, eine Ehe, die wohl von beiden Seiten als Liebesheirat aufgefaßt wurde. Und diese seine Frau bin ich."

Darauf war eine Stille. Jost von Ryssow regte sich nicht. Und wie eine unumwundene Bitte um Verzeihung klang es, als er versetzte:

„War es nötig, daß Sie mir davon sprachen?"

„Ja — es war nötig und es war gut, daß ich endlich davon sprechen durfte. Glauben Sie mir: Oft war ich auf dem Sprung, Ihnen die Wahrheit zu gestehen. Nun haben Sie selbst es erzwungen: und ich wiederhole: es war gut, daß Sie es taten. Denn Sie wußten ja nicht, wie es wirklich in mir aussah, daß ich nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Leben tagtäglich eine elende Komödie spielen mußte. Wohl — ich habe meine Ehe zerbrochen, weil mein unruhiges Blut mich damals nicht an der Seite meines Mannes duldete, weil unsinnige Träume von Glanz und Ruhm und Künstlerschaft mir die Ruhe nahmen; weil ich in der Enge unserer gesicherten Lebenshaltung zu ersticken glaubte. Ich habe jahrelang dagegen angekämpft, bis ich schließlich doch unterlag. Da lief ich meinem Mann davon und fragte nichts mehr danach, ob und wie er sich allein zurechtfinden würde. Ich wußte: unsere Ehe war seine Welt, ich wußte: er hing an mir mit einer grenzenlosen Leidenschaft. Was fragte ich damals danach? Vor mir gaukelte ja ein Irrlicht, dem ich wie gebannt folgte und dem ich folgen mußte — und ginge es gleich in Schuld und Verdammnis hinein. So habe ich meine Ehe zerbrochen. Ich bin über ihre Trümmer hin auf das Ziel losgegangen, das ich, wie manche behaupten, auch erreicht habe. Ich wurde die gefeierte Operettensängerin; ich erzielte märchenhafte Gagen. Ich spannte eine Welt vor den Wagen meiner künstlerischen Triumphe . . . — und bin bis letzten Endes doch die ärmste und bedauernswerteste Frau geblieben. Denn über all den Rausch und all den Zauber und all den Taumel hinweg sehnte ich mich immer und immer doch nach meinem Mann zurück, den ich verließ, weil ich ihn verlassen mußte, weil das unruhige Blut in mir nicht zum Schweigen zu bringen war. Und nun ist auch dieser Traum, der für mich vielleicht einzig noch eine Rechtfertigung vor mir selbst gewesen wäre, nun ist auch der ausgeträumt. Nun stehe ich abermals vor Trümmern, durch die kein Weg führt. Und da kommen Sie und bieten mir Ihr Vermögen und Ihr Leben — und ich muß es abschlagen."

Er schwieg lange; dann versetzte er heiser:

„Es ist sonderbar, Sascha, daß unter solchen Verhältnissen keiner von Ihnen beiden die Scheidung eingereicht hat."

„Ist es wirklich so sonderbar, wo wir uns beide doch geliebt haben und noch immer lieben?"

„Ein Problem, Sascha; wirklich und wahrhaftig ein Problem, das schwer zu lösen sein wird."

„Es wird überhaupt nicht zu lösen sein, Jost v. Ryssow!"

Er sah rasch auf.

„Das gibt es nicht, das ist unmöglich. Sie wissen ganz genau, daß Ihr Leben künftighin andere Formen annehmen muß. Notgedrungen, weil die Voraussetzungen, die bisher bestanden, hinfällig wurden. Irgendeinen Entschluß — ganz gleich, nach welcher Richtung hin. Und soweit ich die Verhältnisse übersehen kann, gibt es nur eine einzige Lösung. Sie sagen, Sie lieben Ihren Gatten, und diese Liebe werde auch heute noch von ihm erwidert. Gehen Sie also zu ihm zurück. Ich bin überzeugt, er wird Sie mit offenen Armen aufnehmen. Er wird alles tun, Sie die bittere Enttäuschung, die Sie erlitten, vergessen zu lassen. Er wird Sie auf Händen tragen. Er wird sein Leben nur noch dafür einsetzen, das Ihrige so angenehm wie möglich zu gestalten. Mit einem Wort: Er wird glücklich sein, Sie wieder zu haben. Denn ich kenne Sie, ich kenne Ihren Charakter und Ihre Anschauungen; ich weiß, Sie haben sich nie etwas vergeben. Und nicht eine einzige Stunde wird ihn jemals der Verdacht anfallen, daß Sie vielleicht nicht als die zu ihm zurückgekehrt sind, als die Sie von ihm gingen."

Die schöne Frau hatte die Hände gegen die Schläfen gepreßt.

„Sprechen Sie nicht so, Baron; versuchen Sie nicht, begrabene Dinge wieder zum Leben zu erwecken; sprechen Sie nicht von Unmöglichkeiten."

„Nichts auf der Welt ist unmöglich, Sascha, wenn zwei Leute es sich als Ziel gesetzt haben und Willenskraft genug aufbringen, sich nicht von ihrem Wege abdrängen zu lassen."

Die großen grauen, feuchtschimmernden Frauenaugen öffneten sich weit. Etwas wie Angst lag darin.

„Dann muß ich noch weiter sprechen, Baron; dann muß ich Ihnen auch noch das Letzte sagen. Mein Mann hat unser Gut nicht mehr; er hat es verkauft, hat es vielleicht verkaufen müssen. Man trug mir einmal zu, er habe hier in Berlin zwei Jahre hindurch gelebt, habe ein verworrenes, unruhiges Leben geführt, habe gespielt und die Nacht zum Tage gemacht. Ich kannte das früher nicht an ihm. Aber ich weiß -- wenn er soweit getrieben wurde, dann habe ich auch dies verschuldet. Und er wäre damit nicht der erste Mann, der an einer Frau zugrunde ging. Bitter nur, daß diese Frau ihn heute noch so liebt, wie sie ihn damals liebte, als sie mit ihm vor dem Altar stand."

Der ehemalige Fahnenjunker stieß einen leisen Pfiff durch die Zähne.

„Das allerdings ändert viel. Nur — nach Ihren Worten zu schließen, Sascha, hat Ihr Gatte im Berliner Nachtleben immerhin eine Zeitlang seine Rolle gespielt. Sonderbar dann, daß ich ihm da nie begegnet bin; denn sonst im allgemeinen . . . ."

Sie lehnte müde ab.

„Wer weiß, ob Ihre Kreise auch die seinigen waren. Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich erwähne, daß Sie selbst sich nach Ihrem eigenen Wunsche aus der Berliner Gesellschaft zurückgezogen haben. Mein Mann hat, soviel ich weiß, diese gesellschaftlichen Beziehungen nach außen hin doch immer noch aufrechterhalten; wenn vielleicht auch nur zum Schein. Jedenfalls dies weiß ich: Wir haben unser Gut nicht mehr; er lebte einige Jahre in Berlin und befindet sich jetzt als Verwalter auf einem großen ostpreußischen Rittergut."

„Auf einem ostpreußischen Rittergut? . . ." wiederholte Jost von Ryssow; und in seiner Stimme war plötzlich eine lauernde Spannung . . . „Kennen Sie vielleicht zufällig den Namen dieses Gutes oder zumindest die Gegend, in der es liegt?"

„Es ist ein Rittergut Warrischken und liegt meines Wissens im Tilsiter Kreise. Wem es gehört, weiß ich allerdings nicht."

Darauf war ein langes Schweigen. Und dann lächelte der Herr von Ryssow — ein eigentümliches, fast schwermütiges Lächeln war es.

„Also ist es nicht sonderbar, Sascha, daß der liebe Gott sich zu Vollstreckern seines oft rätselhaften Willens immer die merkwürdigsten Menschen aussucht? . . . . Sehen Sie — da habe ich in den Jahren vor meinem amerikanischen Erlebnis einen Bekannten gehabt: einen in jeder Beziehung vorbildlichen jungen Mann, den ich oft insgeheim bewunderte; Landwirt, studierte hier an der landwirtschaftlichen Hochschule; ein tadellos korrekter Gentleman; Kavalier des Herzens und der Gesinnung. Als ich nach Berlin zurückkam, freute ich mich schon im voraus, ihn hier wieder zu sehen; erfuhr aber in der Pension, in der er zu meiner Zeit gewohnt hatte, daß er wenige Tage vorher Berlin verlassen habe, um auf einem großen ostpreußischen Rittergut zu volontieren. Es ist für Sie vielleicht von Belang, zu erfahren, daß dieses Gut Warrischken heißt und im Tilsiter Kreise liegt".

Ein atemloser wundervoller Schrecken überflog das Gesicht der schönen Frau.

„Das ist nicht möglich! Ein derartiger Zufall!"

Der Herr von Ryssow aber hob halb abwehrend die Hand.

„Sie sagen Zufall, Sascha. Aber — gibt es überhaupt einen Zufall? Ist nicht letzten Endes alles, was uns so erscheint, Fügung und Bestimmung des Schicksals und die letzte Folgerung eines Willens und einer Gewalt, die in uns und über uns ist, und die wir armseligen Stümper hier unten auf Erden einfach nicht zu beurteilen, nicht zu erfassen vermögen? Mir ist es im Laufe meines unruhigen Lebens oft schon so vorgekommen. Und sehen Sie — deshalb bin ich auch gar nicht erstaunt, wieder einmal vor diesem psychologischen Rätsel zu stehen. Ich halte es, nebenbei bemerkt, für sinnlos, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Wir werden es nie lösen; wir können nur das eine tun: daraus eine Erfahrungslehre zu ziehen. Und dem einen oder anderen schlägt sie ja auch gelegentlich zum Glück aus."

(Fortsetzung folgt.)

Der Doppelgänger des Heiligen Sebastian.

Eine geheimnisvolle Geschichte aus dem alten Rußland von Karl Fr. Nimrod.

(Nachdruck verboten.)

Wassil, der junge Schafhirte, war ein Träumer. Wenn er mit tausend oder zweitausend Schafen auf der Weide war, dort, wo die Steppe in brauner Breite von Norden kam und an des Südens Horizont sich verlor wie eine süße schwermutsvolle Melodie, hörte er ferne Geigen, sah im tiefen Blau des Himmels seltsame Gestalten — und vergaß seine Herde. So kam es vor, daß diese sich zerstreute und Wassil mit den Hunden alle Mühe hatte, die Tiere wieder zusammen zu bekommen. Dabei wurde es oft spät, sehr spät, bis er mit der Herde zu den Pferchen am Gut kam.

Hart strafte ihn dann Prikow, der für den Fürsten das große Gut verwaltete. Zu hart! Mit der Peitsche, deren Ende dicke Knoten wies. War Prikow betrunken, so mußte am anderen Tage ein anderer Knecht die Tiere auf die Weide bringen. Wund und stöhnend lag dann Wassil im Stroh.

Heute war der Tag des heiligen Sebastian. Man feierte. Nur Prikow nicht. Der schlug, nachdem er den Wodka gallonenweise konsumiert, vor dem Schafspferch mit der Peitsche auf Wassil ein. Ein Schaf war krepiert. Wassil sei daran schuld.

Die Knechte und ihre Weiber, die Mägde, verkrochen sich. Prikows Peitsche war gefürchtet und nicht nur für Wassil bestimmt. Aus sicherem Versteck sahen die Neugierigen dem Schauspiel zu. Und murrten.

Wassil wand sich. Schlag auf Schlag fiel auf seinen Nacken. Das Blut lief. Prikow brüllte, raste. Der Peitschenriemen knallte.

„Halt!"

Die Mägde und Knechte spitzten die Ohren und wandten den Blick. Aus dem Obstgarten kam einer geschritten im langen schwarzen Reitrock. In Lackreitstiefeln mit Sporen. Die Reitpeitsche in der Hand.

„Der Teufel", sagte einer der Knechte und bekreuzigte sich. Sein Nachbar gab ihm einen Rippenstoß: „Schau hin!"

Prikow, der betrunkene, wandte sich. Drei Schritte taumelte er dem Fremden entgegen. „Nun, Väterchen?"

Keine Antwort. Zwei Schritte nur, Nachhall von klingenden Sporen — und ein Sausen. Nochmals. Und nochmals.

„Seht ihr's, seht ihr's?" Aus allen Winkeln krochen sie hervor, die Furchtsamen. Zwei, drei blutige Striemen trug Prikow im Gesicht. Er wankte.

„In den Staub, Hund!" brüllte der Fremde. Gab ihm einen Tritt, daß er fiel. Aufs neue sauste die Peitsche in Prikows Gesicht.

„Der Fürst!" riefen Petrowitsch, der Milchkutscher, und Ulak, der Gutsschreiber. Und warfen sich hin, die anderen mit ihnen.

Der Herr war da und züchtigte Prikow, den Tyrannen.

Der Fremde winkte die Knechte und Mägde zum Kreis. „Schnallt jenen an den Baum dort!" Im Nu war Prikow am Baum.

„Wer ist der Stärkste von euch?"

Petrowitsch trat vor. Er war ein Riese und hob drei Zentner aus dem Stand. Der Fremde reichte ihm die Peitsche. Dann ein Ruck . . .

Hageldicht sausten auf Prikows entblößten Rücken die Schläge, bis er wie ein Sack am Stamm hing. Dann winkte der Herr, einzuhalten. Petrowitsch schwitzte wie ein Rennpferd. Er bekam ein Goldstück, wofür er seinem Fürsten den Rocksaum küßte. Dann sprach der Fürst, Wassil sei von nun an Verwalter und Herr auf dem Gut und jeder habe ihm zu gehorchen. Bald käme er, der Herr, wieder. Bald.

Dem Gutsschreiber gab er den Auftrag, Schnaps und Tabak zu verteilen. Dann ging er. Schritt durch den Obstgarten weg zur Straße, wo zwei Reiter mit drei Pferden seiner warteten.

Dieser Tag endete mit großen Räuschen. Doch wurde am nächsten Morgen wie immer gearbeitet. Wassil lief mit langen Stiefeln, doch ohne Peitsche umher. Fand hier und dort ein gutes Wort, ja, einen Scherz. Man sah ihm lächelnd nach und nickte.

So ging's vier Wochen. Wassil regierte, ein Teil der Ernte war unter Dach und Fach.

Da kamen eines Morgens drei Automobile. Fünf Herren stiegen aus. Einer überragte die anderen an Vornehmheit des Anzugs und Sicherheit des Auftretens.

„Prikow?" Die Knechte lächelten einfältig und wiesen auf Wassil. Der erzählte und die Knechte bestätigten.

Fürst Krahin trat vor.

„Ich hiergewesen?" Und lachte. „Guter Witz! Komme eben aus Wladiwostok, wo ich zwei Jahre war. Bin seit zehn Jahren in diesem Dreckloch nicht gewesen."

Wassil warf sich hin und hob den Schwurfinger. Er mußte wieder aufstehen.

Der Fürst und seine Begleiter lachten Tränen. Wassil wurde wohlgefällig gemustert. Krahin klopfte ihm, immer noch lachend, auf die Schulter: „Kannst bleiben, zu was dich mein Stellvertreter gemacht. Sei wacker!"

Der Gutsschreiber brachte eine Tasche voll Geld, die der Sekretär des Fürsten in Empfang nahm. Dann stiegen die fünf Herren wieder ein.

„In sechs Monaten", rief der Fürst aus dem Auto, bevor sie mit Getöse fortrollten.

Alles warf sich hin, nur Wassil stand und grüßte mit der Kappe. Er war der Vizeherr . . . . .

„Wir müssen ihm mehr folgen als jedem anderen", sagte der Hüne Petrowitsch leise und blickte auf Wassil. „Der heilige Sebastian selbst hat ihn aus Prikows Klauen befreit und ihn zum Vizeherrn gemacht."

Die anderen nickten. So ging man auseinander.

Einige, die an den heiligen Sebastian nicht so recht glaubten, wisperten, der Züchtiger Prikows sei der berüchtigte Räuberhauptmann Malkin gewesen. Der mache die tollsten Sachen und sei noch mächtiger als der heilige Sebastian. Er raube nicht nur, sondern bestrafe auch die Schlechten und helfe den Gepeinigten. Außerdem habe man ihn mehrfach in der Gegend gesehen. Einmal sogar im schwarzen Reitrock zu Pferde und mit zwei Begleitern.

Wassil, der solches gelegentlich hörte, lächelte und sah auf zum blauen Himmel, wo kleine weiße Wölkchen ein ergötzliches Haschen spielten und sich schließlich zu heiterem Reigen einten.

Der Pope, von den Weibern befragt, ob der heilige Sebastian, um einem Guten zu helfen und einen Schlechten zu strafen, auch die Gestalt eines Räuberhauptmannes annehmen könne, antwortete philosophisch: „Warum nicht?" und begann die von Wassil als Geschenk übersandten Eier und Würste zu zählen.

Warum Ali mein Freund ist.

Türkische Humoreske.

Von Mahmund Selim-Konstantinopel.

Mit den türkischen Hammals (Packträgern) ist das so eine Sache. Sie tragen Unermeßliches auf dem Ledersattel, den sie auf ihren Rücken gebunden haben. Unermeßliches! Zum Beispiel einen ganzen Flügel oder ein Pianino. Man starrt entsetzt solch einen schwankenden Atlas an, dem die Halsadern zu platzen scheinen.

Ich habe einen Freund unter diesen Herkulessen. Und wenn ich einen Feind hätte, brauchte ich nur zu meinem Freund zu sagen: „Hau' ihn ein bißchen, mein Seelchen!" Aber ich sage es nicht, denn mein Feind würde ein deutsches Beefsteak werden. Und einen Feind, den ich als Beefsteak zu sehen wünsche, habe ich nicht. Es genügt, wenn meine Feinde das Leben von heute weiter leben müssen. Das ist Strafe und Rache genug.

Mein Hammalfreund heißt Ali und behauptet, ein Nachfolger des Propheten zu sein. Ich hüte mich, das zu bestreiten. Siehe Pianino! Hoho, ich bestärke ihn in dieser Annahme, dann ist er zufrieden, und wenn ich einen Feind hätte . . . Na ja, das habe ich schon erzählt. Aber immerhin, ich könnte ja einmal einen Feind haben und für diesen Fall ist Ali, der Nachkomme des Propheten, mein Freund.

Neulich trug er eine Wohnungseinrichtung von einem Quartier in das andere: zwei Schränke, ein Bett, eine Kommode und zwei Tische. Kleinigkeiten abgerechnet. Alles auf einmal! Ich begleitete ihn bewundernd.

Als er abgeladen hatte, lächelte er und sagte „Raki", nichts als „Raki", was etwa soviel heißt als „Nu aber 'nen Schnaps." Ich nahm Ali mit in ein kleines Café, gerade gegenüber vom Bahnhof Konstantinopel, jenem Bahnhof, den jeder Bahnhof einer mittleren Provinzstadt Deutschlands beschämen könnte.

Ali trank, schleckte mit der Zunge und lächelte, das heißt: „Noch einen." Also noch einen. Und immer wieder: „Noch einen." Warum zählen? Gott zählt unsere kleinen Sünden gewiß auch nicht.

Endlich seufzte Ali. Daß hieß: „Genug." Er schaute vergnügt in das Menschengetriebe.

Plötzlich runzelte sich seine Stirne.

„Dort drüben kämpfen sie, die Esel," sagte er und wies mit der nicht mehr ganz ruhigen Hand auf eine Gruppe von Hammals, die vor dem Eingang des Bahnhofs offenbar einen

homerischen Kampf ausführten. Denn 50 Prozent ihrer Betätigung war ein gegenseitiges Sichbeschimpfen. Ab und zu ein Gang mit den Fäusten, dann wieder Geschimpfe.

„Warum sie so blöd sind“, sagte Ali und erhob sich. Ich zahlte. Nein, ich sage es nicht, wie viel Ali gekippt hatte, denn er ist mein Freund, und er trägt allein einen Konzertflügel. Außerdem ist er ein Nachkomme des Propheten.

Ali schwankte wie ein Schiff der Wüste über den Platz, der Café und Bahnhof trennte.

Ich folgte ihm.

Da ein Kriegsruf aus Alis Kehle! Er sprang wie ein Tiger in die Kämpfenden. So mag Achilles in die Scharen der Trojaner gesprungen sein, um des Patroklos Tod schrecklich zu rächen.

Nun blitzten Messer in der Sonne.

Helden sanken. Steine flogen. Kampfgeheul erfüllte die Luft.

Ali warf irgendeinen Erbfeind in den Aprikosenkorb eines darob baß verblüfften Obstlers, wo er mit dem Kopf in der süßen Frucht, die Beine dem Himmel zu, als ein Wahrzeichen männermordender Schlacht, stecken blieb.

Ali griff in ein zu wüstem Schimpf aufgerissenes Maul und Zähne wirbelten umher.

Wie können Worte die Tesaten schildern!

Endlich war der Kampf zu Ende. Ich glaube, man sammelte zwei Tote und sechs Verwundete.

Ali kehrte zu mir zurück. Lächelte.

„Um Gotteswillen willen, warum diese Schlacht?“ fragte ich ihn.

„Die Esel kämpften,“ sagte er.

„Gewiß“, warf ich ein „aber warum kämpftest Du? Da sah mich Ali groß an. Dann sagte er mit deutschem Mitleid in seiner Stimme: „Man kann es von dir nicht verlangen. Sahst du denn nicht daß sie gar keine Ahnung vom Kämpfen hatten?“

Ja, es ist etwas Eigenes um die Hammals.

Karl August und die Jenenser Studenten.

Anekdote aus der Goethezeit.

Mitgeteilt von Hans Gäfgen.

(Nachdruck verboten.)

Als Kaiser Alexander von Rußland einmal zum Besuche in Weimar war und bei Tafel die Rede auf Jena kam, äußerte er den lebhaften Wunsch, die Jenenser Studenten in corpore zu sehen, welches auch, wie er hinzusetzte, ja sehr leicht zu bewerkstelligen sei, da der Großherzog nur befehlen brauche, daß die Studenten Spalier bilden sollten, wenn er mit ihm nach Jena käme.

Karl August lächelte bei diesen Worten des Kaisers und meinte: „Wir wollen sehen, was sich tun läßt!“

Eine Stunde später sprengte ein Kurier mit einem eigenhändigen Schreiben des Großherzogs an den Rektor der Universität nach Jena, und am nächsten Tage reiste Karl August selbst mit seinem kaiserlichen Gaste dorthin ab.

Die offene Jagdkalesche des Großherzogs, in welcher dieser neben dem Kaiser saß, war ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, als man schon von dem Wagen aus eine Menge Studenten bemerkte, die zur Rechten und Linken des Weges, den der fürstliche Wagen nehmen mußte, standen.

Ein feines Lächeln spielte um des Großherzogs Mund, und, sich zum Kaiser wendend, sagte er: „Sie werden sie alle sehen, die flotten Burschen, kein einziger wird fehlen.“

In der Tat war es so.

In langen Reihen, die Pfeife im Munde und in vollem Wichs, standen sie alle da und ließen die hohen Reisenden Revue passieren.

Kaiser Alexander musterte neugierig und überrascht die studentischen Reihen, und, als sie an das Stadttor kamen, meinte er zu dem Großherzog: „Man spricht so viel von dem aufsässigen Geist der akademischen Jugend, allein einen größeren Gehorsam als diese Studenten zeigen, die sich auf Ihren Befehl am Wege aufgestellt haben, würde ich auch in Rußland nicht finden.“

Karl August griff in seine Brusttasche und sprach, lächelnd dem Kaiser ein Blatt Papier überreichend: „Wollen Sie diesen Befehl lesen, Sire? Es ist derselbe, den ich an den Rektor der Universität Jena schickte mit dem Bedeuten, ihn sogleich am Schwarzen Brette anzuschlagen.“

Der Kaiser entfaltete das Blatt und las: „Da am nächsten Tage Seine Königliche Hoheit der Großherzog mit Ihrem erhabenen Gaste in den Nachmittagsstunden Jena passieren werden, so wird hierdurch auf ausdrücklichen Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs jedem Studierenden auf das strengste verboten, sich an der Straße, welche die hohen Reisenden passieren werden, zu zeigen.“

Die Höflichkeit im altdeutschen Sprich- und Dichterwort.

Höflichkeit ziert den Mann und kostet nichts.
Gar zu höflich sein, ist auch eine Grobheit.

*

Feine Höflichkeit undt Tisch-Zucht hat ihren Preiß
bey den Leuten. (16. Jahrhundert.)

*

Höflichkeit geht vor Schönheit.

*

Höflichkeit und Ehrlichkeit sind Schlüssel zu aller
Menschen Herzen.

*

Höflichkeit ist eine schöne Tafelblume; sie schmückt auch
mehr als ein teures Kleid.

Bunte Chronik

* **Die Entstehung eines Urwaldes.** Durch einen vulkanischen Ausbruch wurde die Pflanzenwelt der Krakatau-Inseln 1883 vollständig zerstört. Da diese unbewohnten Inseln, die völlig sich selbst überlassen sind, vom Festland 40 Kilometer entfernt liegen, so bot sich die denkbar günstigste Gelegenheit, einmal zu beobachten, wie lange Zeit nötig ist, bis ein Land wieder mit einem Pflanzenkleid bedeckt wird, bis die jungfräuliche Üppigkeit eines echten Urwaldes entsteht. Das neue Keimen und Wachsen war natürlich nur durch die Übertragung von Samen und Früchten möglich, die Wind, Vögel und Meeresströmungen brachten, und so konnte man auch Beobachtungen über die Verbreitungsmöglichkeit der Pflanzen sammeln. Schon drei Jahre nach dem Ausbruch besuchte Treub die Inseln und konnte 25 Pflanzenarten feststellen, die über die Aschenfläche verstreut waren. Zehn Jahre später, 1896, war die Flora schon auf 62 Gefäßpflanzen angewachsen. Schon begannen sich einzelne Pflanzenformationen herauszubilden, so die charakteristischen Pflanzengenossenschaften der Meeresküste und im Innern die Savanne mit Gräsern und niederen Sträuchern. Nach zehn weiteren Jahren führt Ernst eine Liste von 103 Gefäßpflanzen an. Zu dieser Zeit hatten sich die Formationen schon ganz deutlich herausgebildet, und die ersten Ansätze zur Waldbildung waren vorhanden. Seit dem Jahre 1919 hat dann Dooters van Leeuwen die Insel wiederholt besucht und konnte das Pflanzenverzeichnis auf 262 Arten vermehren. Das Vegetationsbild war nunmehr ein vollkommen anderes geworden. An Stelle des lockeren Baumwuchses war im Innern ein typischer Urwald getreten, dessen Äste und Stämme mit zahlreichen Lianen überkleidet waren und der zum Teil ganz undurchdringlich war. So ist nach etwa 40 Jahren ein Zustand der Vegetation erreicht worden, der einigermaßen dem ursprünglichen der freien Natur entspricht.

Lustige Rundschau

* **Lessings Antwort.** Ein unbedeutender Dichter erkundigte sich bei Lessing nach seinem Stück „Feuer und Wasser“, das er gleichzeitig dem Hamburger Theater eingereicht hatte. Lessing antwortete: „Ziehen Sie das Stück zurück, junger Freund, diese Mischung muß notwendig — Zischen erzeugen.“

* **Aufklärung.** In einer öffentlichen Versammlung in Sachsen beschäftigt sich der Referent auch mit dem Gehalt des Deichhauptmanns. Ein Arbeiter fragt seinen Nachbar: „Was ist denn eigentlich Deichhauptmann?“ Sofort erwidert der Gefragte: „Wird wohl so'n Bäckerobermeister sein.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg